

Braem-Preis 2008: Laudatio auf Michael Walter, Wolfenbüttel im Juni 2008

Joachim Kalka

Diese Rede, gehalten bei der Verleihung des Helmut-M.-Braem-Preises am 14. 6. 2008, zitiert einige Passagen aus dem Nachwort des Autors zu *Sylvie und Bruno* von Lewis Carroll, übersetzt von Michael Walter und Sabine Hübner (dtv, München 2006).

Die Übersetzung, um die es heute abend insbesondere geht, hat es in sich. Dies ist eine jener Formulierungen, denen man einen Augenblick lang nachhören darf; sie gehört in die Nähe des Diktums von Ernst Bloch, daß in gewissen Texten "etwas umgeht". Sie hat es in sich; wie in vielen semiphilosophischen Alltagswendungen – an und für sich ist heute schönes Wetter – steckt einiges in diesem Ausdruck. Auch er selbst hat es in sich, eine Selbstreferentialität, wie sie heutzutage beliebt ist. Was nun in Carrolls *Sylvie und Bruno* steckt, versuche ich kurz darzulegen, um an diesem Beispiel zu illustrieren, was es bedeutet, mit zäher Geduld und hingebungsvoller Präzision große Werke zu übersetzen – groß übrigens auch im elementaren Sinn des Umfangreichen, denn es dürfte zu den Aufgaben des Übersetzers gehören, sich in einer stets rascher weiterblätternen Epoche der *longue durée* der großen Leseerlebnisse zu verschreiben.

Michael Walter ist schon seit längerer Zeit am Werk. Ich will mich hier auf die größten Leistungen dieser reichen Übersetzerbibliographie konzentrieren, obwohl der 1951 geborene und nach dem Philosophie- und Anglistikstudium als freier Übersetzer arbeitende Kollege eine eindrucksvolle Fülle von Arbeiten vorgelegt hat – die hier nur durch den Hinweis auf B. S. Johnson, Julian Barnes, Orwells 1984 und Theaterwerke von Eugene O'Neill und Harold Pinter angedeutet werden soll. Aber drei Autoren müssen hervorgehoben werden. Zuerst jenes Werk, das ihn bei der Kritik und bei den guten Lesern berühmt gemacht hat: die Übersetzung von Laurence Sternes *Leben und Ansichten des Tristram Shandy, Gentleman*, 1983 bis 1991 in schönen Einzelbändchen im Haffmans Verlag erschienen, ein Werk, das in seiner Verbindung von strengem Formbewußtsein und uferloser Abschweifung dem Übersetzer ganz besondere Qualitäten abfordert. 2003 ist dann im dtv-Verlag ein weiteres Werk des achtzehnten Jahrhunderts, Gibbons *The Decline and Fall of the Roman Empire*, erschienen – noch als Teilübertragung ein vielbändiges Riesenwerk. Zu dieser Arbeit gehört eine kleine Geschichte. Als sich Walter als 1988 neugewähltes Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung dem Kollegium in der traditionellen kurzen Antrittsrede vorstellte, sprach er von den geliebten "Schundheften" der Kindheit, von Arno Schmidt und von den dicken Büchern, und er schloß mit der Mitteilung: "Und so werden Sie mich denn in den kommenden Jahren mit der Übertragung eines sehr dicken Buches beschäftigt finden: Edward Gibbons *Verfall und Untergang des Römischen Reiches*." Das war fünfzehn Jahre vor Erscheinen der Übersetzung.

Als drittem kommen wir zu Lewis Carroll und zu jener Übersetzung, deren Veröffentlichung ebenfalls ein rühmlicher Entschluß des dtv-Verlages war, nachdem der Übersetzer schon Jahre zuvor einen Anfang gemacht hatte. Ihretwegen wird Michael Walter nun im besonderen geehrt. Was ist dies für ein Buch?

Der Roman *Sylvie and Bruno* (erster Teil 1889; *Sylvie and Bruno Concluded*, 1893) ist so etwas wie der unsichtbare Zwilling der hochberühmten Alice-Bücher. Bis heute sind die Schicksale der beiden Werke ganz verschieden; man hat gelegentlich gescherzt, die Alice-Bücher seien von Lewis Carroll (wie sich der Autor als Schriftsteller nannte), *Sylvie und Bruno* sei vom Reverend Dodgson (wie er bürgerlich hieß). Das ist nicht ganz und gar falsch.

Man könnte sagen: Bei der Niederschrift der beiden *Sylvie und Bruno*-Romane haben Carroll und Dodgson kollaboriert. Und wie bei manchen derartigen Unternehmungen hat das zu eigenartigen Widersprüchlichkeiten der Tonlage geführt. Jedoch ist diese seltsame Unstimmigkeit auf paradoxe Art auch die Größe des Buches.

Unter deutschen Lesern hatte sich seit vierzig Jahren um *Sylvie und Bruno* eine Aura des hohen (abstrakten) Respekts gelegt. Das kommt vor allem von einem Aufsatz Arno Schmidts: "Sylvie & Bruno" (*Trommler beim Zaren*, Karlsruhe 1966). Hier ist Schmidt ein typisches Kunststück gelungen: Er wußte – und das wußten damals in Deutschland in der Tat nicht sehr viele – um die hohe Bedeutung Lewis Carrolls für Joyce. Auf diesen Zusammenhang lediglich hinzuweisen und an ihm zu erläutern, wieso Carroll wahrhaftig zu den "Kirchenvätern der modernen Literatur" zu zählen sei – das genügte ihm nicht. Er hätte diese Verbindung nämlich eigentlich an einem Text demonstrieren müssen, den nun eben doch leider fast jedermann kannte (wenn auch sicher nicht unbedingt zu schätzen wußte): an den beiden *Alice*-Büchern. Auf sie konzentrierte sich Joyces Interesse ausschließlich. Diese schlichte Lösung verschmähte des großen Arno Schmidt – ich spreche es aus –: sonderlingshafte Eitelkeit, die immer mit der Kenntnis des höchst Entlegenen auftrumpfen mußte. Deshalb weist er nicht auf Alice, sondern auf Sylvie & Bruno hin: Elegant gleitet er in seinem Text darüber hinweg, daß zwar die Alice-Bücher für *Finnegans Wake* überaus wichtig sind, daß Joyce "Dodgfather, Dodgson and Coo" hier ungemein vieles verdankt wegen "Jabberwocky", den zugehörigen Ausführungen Carrolls zu den portmanteau-Wörtern und wegen Humpty Dumpty's Diskurs darüber, was ein Wort zu bedeuten hat –, daß aber Sylvie und Bruno für Joyce völlig bedeutungslos geblieben ist. Nebenbei vermerkt: Bei der großen Verehrung, die Joyce für Giordano Bruno hegte – der so häufig in seinen Werken beschworen wird –, hätte er sich gewiß die hier möglichen Allusionsketten nicht entgehen lassen, die an Sylvies Brüderchen anzuknüpfen gewesen wären, wenn er irgendein Interesse an jenem Roman genommen hätte. Er tat es nicht. Trotzdem ist die Verknüpfung von Joyce und Carroll durch Schmidt auch im Zeichen von Sylvie und Bruno mehr als ein Trick: Schmidt hat recht, wenn er den Text als klassisches Beispiel des "LG" seiner eigenen Poetik, des "längeren Gedankenspiels", vorführt. Und so erweist er Carroll die höchste Ehre, die er zu vergeben hat: Er stellt ihn in die Traditionslinie, die über Joyce zu Schmidt führt. Mit der Übertragung eines solchen Lieblingsbuches von Arno Schmidt stellt sich Michael Walter seinerseits in die engste Nähe zu diesem bewunderten Autor ("den ich anfangs für den Verfasser von Kriminalromanen hielt, weil das erste Buch, das mir von ihm in die Hand fiel, den Titel trug *Der sanfte Unmensch*").

Sylvie und Bruno ist einer der großen Romane des englischen neunzehnten Jahrhunderts, aber im Gegensatz zu der zauberischen Leichtigkeit von *Alice's Adventures in Wonderland* und der Fortsetzung *Through the Looking-Glass and what Alice found there* ist dies ein zwieschlächtiges, gewaltsam zusammengezwängtes, ja, ein unbeholfenes Buch. Es ist von den kühlen und klug verrückten Alice-Büchern getrennt durch eine schamlose Sentimentalität. Aber mit dieser Sentimentalität ist ein tiefer – man möchte fast sagen: verzweifelter – moralischer Ernst verschwistert. Das Buch spielt in verschiedenen Gegenwelten und Elfenreichen und in der viktorianischen Alltäglichkeit, all dies soll zusammen- und ineinandergehören. Daß die Gegenstände, an denen Carroll sich abarbeitet – die Heiligung des Sonntags, der freie Wille, die mit erhobenem (und leicht bebendem) Zeigefinger geführte Diskussion über das Lieben und Geliebtwerden –, uns ihrem Wesen oder immerhin ihrem Duktus nach fremd sind, das macht sie nicht verächtlich, aber es ist doch so, daß sie uns gleichzeitig beeindrucken und das Lächerliche streifen. Daß Carroll sich immer wieder den moralischen Themen seiner Gegenwart zuwendet, ist keine Schrulle; das Zeitalter empfand diese Fragen als zentral, und man kann seine Erörterung moralischer Grundprobleme schon fast als modisch bezeichnen. Das viktorianische Zeitalter insistierte auf seinem hohen

moralischen Ernst. Durch Carrolls letzte Lebensjahre geistert immer wieder der Plan eines Buches, das "die Religion auf logische Weise behandeln" sollte.

Carroll hat mit *Sylvie und Bruno* ein Buch geschrieben, das vielleicht gerade da, wo es ein Romanmonster geworden ist, die alte Funktion des Monströsen erfüllt: *monstrare*, etwas aufzeigen. Der Orakelspruch von *Sylvie und Bruno* ist, wie es bei Orakeln schon so geht, uneindeutig, aber der Tonfall hat eine rätselhafte, fast hektische Unruhe. Der Autor will alles: "Scherz und Ernst". Und *Sylvie und Bruno* ist ein über lange Zeit hinweg und auf sehr elaborierte, "künstliche" Weise entstandener Text. *Alice in Wonderland* war das genaue Gegenteil gewesen: ein zuerst mündlich improvisierter Text, der mit großem Geschick eine lange Reihe von Anspielungen auf die Lebenswelt der Zuhörerinnen (Namen ihrer Bekannten, Texte aus ihrer Pflichtlektüre, Details ihrer Spiele) nachwandlerisch elegant in eine Märchen- oder Traumhandlung einbaut. Auch als Carroll den Text dann erweiterte und niederschrieb, konnte er nahezu auf einen Automatismus der Produktion rechnen: "Jeder kleine Einfall und fast jedes Wort der Dialoge kamen von selbst". An *Sylvie und Bruno* plagte er sich, denn er wollte ungeheuer viel mehr: Er wollte noch einmal das Spiel und die Verspieltheit, das Seltsame der Gegenwelten und gleichzeitig dazu einen zeitgenössischen Liebes- und Gesellschaftsroman, all dieses so miteinander verknüpft und ineinandergeschachtelt, daß die Verwirrung den Leser erleuchten sollte. Es ist ihm mißraten und es ist ihm gelungen.

Virginia Woolfs Diktum "Der Reverend C. L. Dodgson hatte kein Leben" ist snobistisch; es sollte bedeuten: Ein Leben, wie Carroll es geführt hat, ist eigentlich keins. Zweifellos hatte er ein Leben und zwar ein auf seine eigene Weise – und anders geht es ja auch nicht – glückliches. Die Wahrheit des schnippischen Satzes liegt jedoch darin, daß man den *Alice*-Büchern, so sehr sie gesättigt sind von winzigen Privatanspielungen zur Erheiterung der Liddell-Töchter, im strengen Sinn von jenem Leben nichts anmerkt. Sie schaffen eine autonome Sphäre der Kunst, des Traums und – durch paradoxe Steigerung logischen Zwangs – der Freiheit, wie die Surrealisten bemerkten. In die *Sylvie und Bruno*-Bücher dagegen dringt das Leben der Zeit, der Mitwelt ein; das macht sie, gemessen an den Vorgängern, einerseits zu einem sehr viel ambitionierteren Projekt (mit den aktuellen "großen Fragen"), liefert sie aber auch dem Scheitern des "unrein" Konzipierten aus. Zu Carrolls beiden großen Liebesobjekten, der Logik und den kleinen Mädchen, gesellt sich nun all das hinzu, was moralische und religiöse Beunruhigung ihm in die Feder diktieren. Die virtuose Unbeholfenheit dieser Konstruktion ist deshalb so bemerkenswert, weil es uns Lesern außerordentlich schwer fällt, in unserem Urteil zur Ruhe zu kommen; dieses Buch reißt uns hin und her, spielerisch und mit desperatem Ernst.

Das Unreine, das zwischen Stilebenen Changierende, das Halbgelungene ist – natürlich – eine der größten Herausforderungen für den Übersetzer. Diesen sonderbaren und in seiner Sonderbarkeit so bemerkenswerten Text so schön übersetzt zu haben, ohne Verluste seiner eigenartigen, auch schiefen Qualitäten, ohne Preisgabe des Autors, das ist eine hochbedeutende Leistung. Daß der deutsche Leser diesen prachtvoll widersprüchlichen, irritierenden Text mit seinem üppigen Reichtum an Gold und Schwefelkies nun in einer derart ingeniosen neuen Übertragung besitzt, hat selbst etwas Zaubrisches. Ein großes Buch vollendet zu übersetzen, dessen Grundstrukturen widersprüchlich sind und dessen Tenor schwankt – es ist dies ein Meisterstück *sui generis*. Hier ist kraft der Strategie des Autors, aber auch kraft seiner Unentschiedenheit alles leicht verzerrt und verzogen – es ist alles ein wenig "irrlisch", um Michael Walters schönen Neologismus zu zitieren, mit dem er das *eerie* Carrolls wiedergibt. Hier hilft nur ein sehr genauer Blick auf die Gelenke, die Schwachstellen, die Größen und Niederlagen des Autors. Das Werk selbst enthält einen Hinweis.

Wird der Leser von *Sylvie und Bruno* bei der Lektüre vom Widerwillen gegen die Sentimentalität und die Lehrhaftigkeit mancher Passagen überfallen, dann reicht ihm das Buch selbst das Heilmittel dar: Er sollte dann eine Strophe aus dem nicht endenwollenden Lied jener größten Figur des Romans, des verrückten Gärtners, vor sich hin singen. Dieses immer wieder angestimmte Lied weist unablässig darauf hin, daß man etwas sieht ("I thought I saw...") - und daß man beim zweiten Hinsehen bemerkt, daß es etwas ganz anderes ist ("I looked again and then it was..."). *Sylvie und Bruno* gehört zu den besonders eigenartigen Werken, zu deren Bedeutsamkeit ihre "unbewältigten" Anteile, ihre irritierenden Züge aufs intimste gehören. Man wird vermuten dürfen, daß Michael Walter und seine Gefährtin Sabine Hübner, der wir die großartigen Lied- und Gedichtübersetzungen in diesem Werk verdanken, *en passant* immer einmal wieder darüber nachgedacht haben, daß diese Ästhetik des zweiten Blicks, des stützenden Hinsehens, so etwas wie eine Anweisung für das richtige Übersetzen enthält. Das Slapstick-Kino (zu dessen Kennern Michael Walter zu zählen ist) nennt diesen Vorgang einen *double-take*; von seinen Meistern sei nur James Finlayson genannt, der in vielen Filmen mit Laurel und Hardy Gelegenheit hat, nach einem flüchtigen Blick und nach dem zerstreuten Wegschauen wieder herumzufahren und etwas Unerhörtes zum zweiten Mal zu fixieren. Der zweite Blick, der dem ersten gleichgültigen Einverständnis mit der nicht wirklich wahrgenommenen Welt folgt, ist hier immer ein Blick der Empörung, wie es den Regeln der Komik entspricht. Beim Übersetzen ist es ein Blick der Erleuchtung. "I looked again": Wahlspruch – hiermit von mir verliehen – eines Übersetzers und einer Übersetzerin.

All dies geschieht ohne Ostentation der eigenen Stimme. Die gute Übersetzung hängt, wie wir wissen, vor allem auch mit einer gewissen Zurückhaltung zusammen. Auch wenn das übersetzende Subjekt wahrhaftig das Zeug zur Subjektivität besäße. Als Eingriff finden wir höchstens eine gewisse Courtoisie des Übersetzers dem Autor gegenüber, in extremen Fällen, indem er beispielsweise das hemmungslos niedliche Lispeln des kleinen Bruno eskamotiert hat.

Der ideale Übersetzer, mit allen Registern des Dichterischen ausgestattet und mit den soliden und umfassenden Kenntnissen des Spezialisten, behält *idealiter* seine professionelle Bescheidenheit: im Bewußtsein, wie notwendig neben der eigenen Verve die eigene Zurückhaltung ist. "Der wahre Übersetzer", um mit einem Wort von Novalis ans Ende zu kommen, "muß der Dichter des Dichters sein." Wie erreicht er das? In Betrachtung des großen übersetzerischen Werkes von Michael Walter möchte ich dem fernen Echo der suggestiven Begriffsreihe Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit antworten mit der Parole: Bescheidenheit, Beharrlichkeit, Tollkühnheit.

Ich beglückwünsche die Jury des Helmut-M.-Braem-Preises zu ihrer Entscheidung und beglückwünsche Michael Walter, meinen hochgeschätzten Kollegen, zu dieser verdienten Auszeichnung – an deren Verdienst, ich wiederhole es, Sabine Hübner ihren hohen Anteil hat, so daß auch sie, zöge man das Urteil der Leser von *Sylvie und Bruno* heran, heute ausgezeichnet wird. Meine Damen und Herren, *ars longa*, das weiß jeder Übersetzer, *vita brevis*, ich schließe nun rasch und danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.